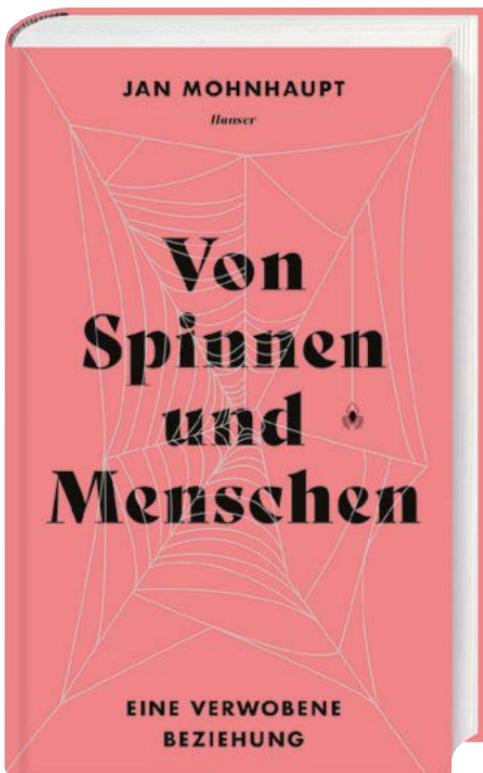


Leseprobe aus:
Jan Mohnhaupt
Von Spinnen und Menschen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



JAN MOHNHAUPT

Von Spinnen und Menschen

**EINE VERWOBENE
BEZIEHUNG**

Hanser

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-28132-5

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke des Text
und Data Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlag: Anzinger & Rasp, München

Illustration: © Marion Blomeyer

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



INHALT

1 NÄHE

Alphas Ende	9
Sechs Jahre Warten	13
Vernachlässigte Beziehungen	16

2 WERK

Die Lehre von den Luftschlössern	23
Neid und Nächte	25
Zwischen Kunst- und Handwerk	35
Mit Spinnen spinnen	39
Auf dem Trip	41
... ins All	43
Die Ära der Arachnautinnen	50

3 LEIB

300 Millionen Jahre Erfahrung	55
Ein zoologisches Oxymoron	56
Als die Spinnen die Bäume verließen <i>oder</i> Vom Winde verweht	60
Jäger des bedrohten Schatzes	63
Bowie, Cash und Thunberg <i>oder</i> Gib mir Menschennamen!	67
»Achtbeinige Katzen«	70
Takt und Taktik	75
Träumen und Staunen	77

4 SPRACHE

Mittlerin zwischen Himmel und Erde	81
Verwobene Welt	83
Die Weisheit, die der Erde innewohnt	86
Eine uralte, weibliche Kunst	90
Unter falschem Namen	91
Besuch aus dem Jenseits	94
Eine Spinnenfreundin in einem spinnefeindlichen Land	99
Appendix	101
Im Takt des Lineals	101

5 ANGST

Habt Acht	105
Argwohn gegen Achtaermige	108
Männer, die Intrigen spinnen	109
Von polnischen und preußischen Spinnen	113
Antisemitismus auf acht Beinen	114
Spinnen, ihre Netze und unsere Paranoia	118
Spur der Angst	122
Helfende Helden	125

6 HEIM

Wie die Vogelspinne ins Wohnzimmer kam	129
Statussymbol des Stubenhockers	131
Geschöpfe hinter Glas	134
Verschifft und zu Tode erforscht	138
Hierarchie in der Nische oder Die »Vogelspinnenwelle« kommt	143
Rettet die Taranteln	148

7 LUST

Arachnes Töchter	155
Ein Drohbild des Patriarchats	161
Schurkinnen im Scheinwerferlicht	167
Der <i>Vamp</i> reist nach Westen	172
Tolkiens Spinnenfrau	177
Evolution eines feministischen Tiers	179

8 MUTTER

Triebes, Träume, Tugenden	185
Im Zeichen der Spinne	187
Von »phallischen Müttern«	
und fliegenden Untertassen	192
Das Mysterium der »Matriphagie«	195
Mehr als Marionetten	198
Dank	201
Anmerkungen	203
Literatur- und Quellenverzeichnis	228
Textnachweise für Mottos	246
Bildnnachweise	247
Register	248

1
NÄHE



ALPHAS ENDE

»Das Unerlangbare an Tieren: wie *sie* einen sehen.«

Elias Canetti

An einem Tag im Sommer 2021 ist mein Kindheitstraum erfroren. Sie war zusehends schwächer geworden. Seit Wochen hatte sie nichts mehr gefressen, ihr Leib war eingefallen. Ihre einst gespannte Haltung – stets zum Sprung bereit – war einem Lungen gewichen. Ihre Beine glichen Gebälk, das allmählich unter der eigenen Last nachgibt. Schlaff saß sie da – nur manchmal zuckte eines ihrer Beine, bewegte sich langsam auf und ab, ein zweites tat es ihm gleich. Tattrig trat sie so auf der Stelle, bis alle Bewegung wieder in Schwäche erstarrte. Ob sie litt, lässt sich schwer sagen. Tiere wie sie, die in der Lage sind, verlorene Gliedmaßen zu ersetzen und ganze Organe zu erneuern, nehmen Schmerzen wohl anders wahr als Warmblüter wie wir. Sie würde sterben, das war klar. Aber es konnte noch eine ganze Weile dauern, wenn ich nichts unternahm. Doch ich tat nichts, sah nur zu. Ich scheute mich, ihr Leben zu beenden.

Fast ein Vierteljahrhundert lebte sie schon bei mir, so lange wie kein anderes Wesen. Als ich sie bekommen habe, war ich noch keine vierzehn Jahre und sie erst wenige Wochen alt. Sie war ein Überbleibsel auf einer Börse, wo Menschen wie ich Tiere wie sie kaufen können. Kurz vor Toresschluss hielt mir eine Frau eine Plastikdose hin, wie wir sie von der Fleischtheke im Supermarkt oder vom Olivenstand am Wochenmarkt kennen. Anstatt Weinblättern oder Wurstsalat befand sich darin eine

dünne Schicht Erde. Und darauf saß sie, eine junge Vogelspinne der Art *Aphonopelma seemanni*. Sie war gerade mal so groß wie der Kopf einer Reißzwecke und strahlte in hellem Blau.

Mit jeder Häutung wurde ihr Körper grauer, ihre Beine wurden dunkler, nur auf ihren Knien und Unterschenkeln zeichneten sich weiße Streifen ab. Sie wuchs langsam, aber stetig, bis sie nach mehreren Jahren die Spannweite eines Bierdeckels erreicht hatte.

Je älter und größer sie wurde, desto weniger ließ sie sich auch gefallen. Anfangs lief sie noch davon, wenn ich sie vorsichtig mit einem Finger berührte, doch das änderte sich mit der Zeit. Fühlte sie sich dann in die Enge getrieben, bäumte sie sich drohend auf und schlug mit dem vordersten ihrer vier Beinpaare. Als ich sie vor rund zehn Jahren wieder einmal mit einer Plastikdose einfangen wollte, um sie in ein größeres Terrarium zu setzen, schlug sie so plötzlich und heftig nach dem Deckel, dass dieser in meiner Hand vibrierte. Den Schlag hatte ich nicht einmal kommen sehen.

Vor einigen Jahren musste ich sie erneut umsetzen. Wieder schlug sie zu, nur widerwillig ließ sie sich mithilfe eines Pinsels aus der Dose ins Terrarium drängen. Dort verharrte sie aufrecht drohend. Es dauerte mehrere Stunden, bis sie wieder ihre gewohnte hockende Haltung einnahm.

Hocken beschreibt es jedoch nur im Ansatz. Denn das menschliche Hocken hat nichts mit dem ihrigen zu tun. Es ähnelt vielmehr dem Lauern eines Sprinters im Startblock. Mit dem Unterschied, dass sie stundenlang innehalten konnte, ohne zu erlahmen. Die meiste Zeit hockte sie reglos in einer Ecke und wartete. Ihre Beute ließ sie stets so nah herankommen, bis diese sie beinah berührte. Und manchmal, wenn ich schon dachte, sie sei satt, drehte sie sich blitzschnell in Richtung des Insekts,

packte es mit ihren Beinen und schlug ihre Chelizeren, zwei sichelförmige Beißklauen, ins Fleisch.

Ungezählte Grillen und Heuschrecken hat sie so überwältigt. Sie war eine Meisterin der Effizienz, machte keine Bewegung zu viel und verfehlte ihr Ziel fast nie. Ihr Gift war vergleichbar mit dem der Bienen und Wespen; sie brauchte es vor allem zum Verdauen. Für die Jagd war es nicht entscheidend. Seit Jahrmillionen töten ihre Artgenossinnen allein mit der Kraft ihrer Klauen.

Trotz der langen Zeit, die sie bei mir lebte, war unsere Beziehung nie besonders innig, geschweige denn gegenseitig. Von einem Austausch wie mit anderen Heimtieren – ob Hunden, Katzen, Vögeln oder auch Fischen – kann keine Rede sein. Trotz ihrer acht Augen konnte sie nur schlecht sehen, bestenfalls Umrisse erkennen, und auch nur dann, wenn die Lichtverhältnisse günstig waren. Dennoch bemerkte sie mich. Spürte jeden Luftzug meiner Stimme und jede Erschütterung durch meine Schritte.

Sie nach all den Jahren so schwach zu sehen tat mir leid. Zu ahnen, dass sie nach all der Zeit verschwinden würde, machte mich traurig. Ausgerechnet sie, die so langsam gewachsen war, weil ich sie bei Zimmertemperatur hielt und nur mäßig fütterte. Je wärmer man sie hält und je mehr man sie füttert, desto schneller wachsen sie und desto schneller altern sie auch. Weibchen ihrer Art werden in der Regel rund 15 Jahre alt – sie war bereits 24. Doch bald würde auch sie ihre Beine unter den Körper ziehen, wie es Tiere wie sie meistens tun, wenn sie sterben. Ähnlich einer altersschwachen Menschenhand, der jede Kraft fehlt, sich noch zur Faust zu ballen.

Es kommt mir makaber vor, über ihr Sterben zu schreiben. Denn sie war nicht bloß irgendein Tier. Nicht für mich. Seit ich

ein Kind war, wollte ich eine wie sie haben. Ich mochte auch ihre Verwandten in der Hecke im Garten und in den Kellerecken. Diese ästhetischen Jägerinnen, die sich so elegant auf ihren acht Beinen durch ihre Netze und Gespinste bewegten und darin den Insekten nachstellten, zogen mich magisch an: Ich lauschte dem Summen der Stubenfliegen, wenn sie sich im Fadengewirr verfingen, schaute zu, wie die Jägerinnen ohne Hektik herbeikamen, die Beute mit ihren Beinen packten und drehend einsponnen, um sie dann mit einem Biss zu töten. Jäh erstarb das Summen und bald darauf auch das letzte Zucken der Fliegenbeine. Gespannt sah ich ihnen beim Fressen zu; es hatte nichts Gieriges, sondern etwas geradezu Gesittetes. Sie ließen sich Zeit, wickelten alles in feinste, glänzende Seide und schienen bedächtig zu kauen. Es war eine andere Welt, so nah und doch so fremd. Es gebe »keine Brücken von ihrer Gesellschaft zur unsrigen«, schrieb der Journalist Horst Stern 1975 in seinem Buch *Leben am seidenen Faden*:

»Weder kann der Mensch Spinnen vermenschlichen, wie er es oft mit höher organisierten Tieren tut, noch kann, umgekehrt, eine Spinne den Menschen vertierlichen, ihn zum sozialen Kumpan machen, wie dies bei vielen Säugetieren im Umgang mit uns zu beobachten ist. Spinnen sind exklusiv, von uraltem erdgeschichtlichen Adel.«¹

Dies vollkommen Andere und Fremde war es wohl, das mich von Beginn an begeisterte. Alles an ihnen schien ungewöhnlich, ihr Körper, ihre Bewegungen, ihr Verhalten, ihr Leben. Keine Tiere zum Anfassen, sondern bloß zum Bewundern. Schon bald hatten sie mich in ihren Bann gezogen. Ich fing einige von ihnen, setzte sie in durchsichtige Plastikkästen, in die ich Sand gefüllt und Zweige oder Pflanzenbüschel gesteckt hatte, damit sie dazwischen ihre Netze spinnen konnten, und fütterte sie mit

Fliegen. In einer dieser Behausungen baute eine Hauswinkelspinne (*Tegenaria domestica*) einen erbsengroßen Kokon, aus dem schließlich Dutzende winziger Spinnen schlüpften, die ich wieder ins Freie entließ.

SECHS JAHRE WARTEN

Mit meiner Begeisterung bin ich nicht alleine. Die schottische Schriftstellerin Esther Woolfson schreibt, sie habe schon immer eine »freundschaftliche Beziehung zu Spinnen« gehabt ...

»[...] wenn denn ›Beziehung‹ das richtige Wort ist. Ich akzeptiere voll und ganz, dass es einseitig ist, dass ihre einzige Anforderung darin besteht, dass ich mich so weit wie möglich von ihnen fernhalte, aber ich mag und bewundere sie, so wie ich alles bewundern würde, was als ›klein auf der Welt, aber überaus weise‹ beschrieben wird. [...] Ich denke, dass man leichter auf der Welt leben kann, wenn man Spinnen mag.«²

Die kleinen, heimischen Arten im Garten und Keller genügten mir bald nicht mehr. Seit ich acht Jahre alt war, wollte ich eine Vogelspinne haben. Als ich meiner Mutter davon erzählte, schaute sie nicht einmal auf, sondern antwortete nur: »Wenn du vierzehn bist und immer noch eine haben willst, dann kriegst du eine.« Klare Ansage. Keine Diskussion. So wartete ich. Sechs lange Jahre.

An einem Tag im Sommer 1997 wurde mein Kindheitstraum wahr. Ich nannte sie ›Alpha‹, weil sie die Erste war. Und weil es zum wissenschaftlichen Namen ihrer Gattung passte: *Aphonopelma* – was übersetzt *auf leisen Sohlen* bedeutet. Der Name passte zu ihr, denn kurz nachdem ich sie bekommen hatte, war

sie auch schon verschwunden. Ich hatte sie in ein Einweckglas gesetzt, das ich zuvor zur Hälfte mit Erde gefüllt hatte. Sooft ich es auch drehte, ich konnte sie darin nirgends finden. Das war's mit meiner ersten Vogelspinne, dachte ich. Erst Wochen später entdeckte ein Schulfreund sie am Grund des Glases. Sie hatte eine senkrechte Röhre gegraben und an deren Ende eine Höhle angelegt, ganz so wie es ihre Artgenossinnen auf den sonnenbeschienenen Weiden ihrer mittelamerikanischen Heimat seit Menschengedenken und noch viel länger tun. Sie war weder verschwunden noch tot, sie hatte sich bestens eingelebt.

Die Gesellschaft von Tieren ermöglicht es einem, ihr Leben vom Anfang bis zum Ende miterleben zu können. Die wenigsten Heimtiere – abgesehen von Papageien oder Schildkröten – haben eine Lebensdauer, die an unsere heranreicht. Hunde und Katzen werden kaum 20 Jahre alt. Weibliche Vogelspinnen hingegen können 30 Jahre und älter werden. Wer sich für sie entscheidet, lässt sich auf eine einseitige, aber lange dauernde Beziehung ein.

Wie alle Spinnentiere zählen Vogelspinnen zu den sogenannten ›Wirbellosen‹, früher auch als ›Niedere Tiere‹ bezeichnet. Der Name Wirbellose bezieht sich auf ihr fehlendes Innenskelett und verrät zugleich, welchen Stellenwert wir ihnen beimesse. Wirbellos, das meint auch: ohne Rückgrat, charakterlos. Es ist nicht bloß eine biologische Beschreibung ihres Körperbaus, es ist eine moralische Bewertung ihres Wesens.

Dabei sind Spinnen unsere häufigsten Haustiere; keine Wohnung ist vor ihnen sicher, ob wir wollen oder nicht. Dort errichten sie ihre Netze vor unseren Fenstern, hinter unseren Schränken und in den Ecken unserer Zimmer. So schaffen sie sich mit ihrer besonderen Architektur ihre ganz eigenen »tierlichen Orte« inmitten unserer menschengemachten Räume.³

Genau genommen leben nicht sie bei uns, sondern wir bei ihnen. Sie waren lange vor uns da, lebten bereits in den Höhlen, die unsere Urahnen einst aufsuchten, um sich vor Kälte und Nässe, vor Frost und Feinden zu schützen. Später bauten wir unsere Häuser, Dörfer und Städte in ihre Welt. Und sie haben uns hingenommen, sich sogar an uns angepasst. Nur die Frage, inwieweit sie uns persönlich wahrnehmen, bleibt offen. Vermutlich sind wir, wie Horst Stern schrieb, nicht mehr als ein »Schatten auf ihrem Weg«.⁴ Ein Schatten, der vorübergeht und wieder verschwindet.

Von den heimischen Achtbeinerinnen, die unter und über mir leben, nehme ich Notiz, von ihren Netzen und Kokons in den Zimmerecken, von ihren abgestreiften Häuten hinterm Schrank und von ihren winzigen Kotspritzern auf der Fensterbank. Sie kommen und gehen. Alpha aber war im wahrsten Sinne des Wortes ein Heimtier: Ihr Leben lang saß sie neben meinem Schreibtisch. Achtmal zog sie um. Viermal in eine andere Stadt, was sie kaum zu stören schien, und viermal in ein größeres Terrarium, wogegen sie sich stets sträubte. Solange sie in ihrem gewohnten Raum blieb, blieb sie ruhig. Im Herbst 2019 häutete sie sich zum letzten Mal. In den Jahren danach ließ ihr Jagdtrieb nach, ihre Farben verblassten zusehends.

Ich hatte nicht erwartet, dass sie so alt werden würde. Und vielleicht machte dies den Abschied umso schwerer. Zehn Tage lang rang ich mit mir und drückte mich vor dem Entschluss. Ich hatte Skrupel, sie, die schon so lange bei mir lebte, zu töten. Doch ihr Verfall schritt voran. Zuletzt konnte sie sich kaum noch auf den Beinen halten.

Da sich ihr Kreislauf stets der Temperatur ihrer Umgebung anpasst, war es das Schonendste, sie einzufrieren. Je kälter es würde, desto träger würde auch sie. Als ich ihr Terrarium öff-

nete, versuchte sie noch einmal, mir zu drohen. Aber sie war schon zu schwach, fiel zur Seite und blieb rücklings liegen. Wie in Zeitlupe bewegten sich ihre Glieder auf und ab, als suchten sie Halt. Behutsam schob ich den Deckel unter sie, schloss die Dose darüber und trug sie zum Eisfach.

24 Jahre, einen Monat, drei Wochen und sechs Tage lebte Alpha bei mir, ohne dass wir uns wirklich kannten. Sie ging, wie sie gelebt hatte. Auf leisen Sohlen. Lautlos schwand sie dahin. Sie erfror, ohne es zu merken.

VERNACHLÄSSIGTE BEZIEHUNGEN

Alphas Ende steht am Anfang dieses Buches, denn sie war im Grunde auch sein Auftakt, lange bevor ich ahnte, dass ich es schreiben würde. Es handelt von den Beziehungsgeschichten, die Spinnen und Menschen verbinden. Und es ist dadurch zwangsläufig ein einseitiges Buch. Denn es kann ernsthaft nur aus menschlicher Sicht geschrieben sein. Wie sollte ich wissen, was es heißt, eine Spinne zu sein? Und falls ich es wüsste, welche genau? Welche der mehr als 50 000 bekannten Arten soll gemeint sein, wenn von der einen Spinne die Rede ist?

Mit der ›Spinne‹ verhält es sich ähnlich wie mit dem ›Tier‹. Wen meinen wir, wenn wir vom ›Tier‹ sprechen – Menschenaffen, Bärtierchen, alle beide oder am Ende gar uns selbst? Die zoologische Vielfalt ist riesig und die menschliche Einfalt enorm. Oder um es mit dem französischen Philosophen Jacques Derrida zu sagen:

»Jedesmal wenn ›man‹ ›Das Tier‹ sagt, [...] im Singular und ohne mehr zu sagen, und dabei behauptet, auf diese Weise alles Lebende zu bezeichnen, das nicht der

Mensch wäre, [...] sagt [...] dieses ›man‹, dieses ›ich‹,
eine Dummheit.«⁵

Im französischen Original ist Derridas Gedanke noch treffender, da sich das französische Wort für »Dummheit« – *bêtise* – vom Wort *bête* für »Tier« oder »Bestie« ableitet. Indem sich der ›Mensch‹ also vom ›Tier‹ abgrenzt, entlarvt er sich als ebensolches. Die fortschreitenden Erkenntnisse der Zoologie und Verhaltensforschung zeigen, dass die selbst ernannte ›Krone der Schöpfung‹ in keiner zoologischen Monarchie lebt. Das jedenfalls besagt der *Animalismus*, dem zufolge wir Menschen Teil der tierlichen* Welt, also selbst Tiere sind. Obwohl diese Theorie in ihren Anfängen schon auf Aristoteles zurückgeht, fand sie danach in der Philosophie vor allem mächtige Gegner wie Platon, René Descartes oder Immanuel Kant. Sie gingen davon aus, dass Tiere nicht in der Lage seien zu denken, geschweige denn Vernunft oder Moral zu kennen. Wir wissen jedoch heute, dass eine ganze Reihe nicht-menschlicher Tiere denken kann – Menschenaffen, Ratten, Papageien, Rabenvögel, aber auch Kraken und – wie wir noch sehen werden – wohl auch manche Spinnen (siehe Kapitel Leib).⁶ Und es kommen immer weitere Arten hinzu. Je mehr Erkenntnisse Zoologinnen und Verhaltensforscher über die Fähigkeiten von Tieren gewinnen, desto mehr bewahrheitet sich die Aussage des Literaturhistorikers Roland Borgards: »Was immer die Menschen können, das kann auch irgendein Tier. [...] Was immer die Menschen können, ist Teil ihrer tierlichen Existenz.«⁷ Auch wir sind bloß Tiere. Dennoch gibt es Unterschiede. Sie offenbaren sich aber selten dort, wo wir es erwarten.

* Ich verwende hier und im Folgenden den Begriff »tierlich« statt »tierisch«, da Zweiterer eine Abwertung im Gegensatz zum Bereich des »menschlichen« darstellt.

Derrida zufolge hat ein Mensch mit einem Gorilla mehr gemein als ein Gorilla mit einer Spinne.⁸ Aber eine beinahe blinde Vogelspinne, die tief in der Erde lebt, oder eine Seidenspinne in ihrem Radnetz, das einer Parabolantenne gleicht, nehmen ihre Umwelt anders wahr als eine Springspinne, deren Sehkraft sogar die mancher Vögel übertrifft. Die Welt der ersten beiden besteht vor allem aus Schwingungen und Erschütterungen, die der letzten aus Bildern und Formen. Was die Wahrnehmung betrifft, so hat eine Springspinne womöglich mehr mit einer Katze gemein als mit den meisten anderen Spinnen – und damit auch mit uns.

Eine Geschichte der Beziehung(en) von Spinnen und Menschen ist daher immer anmaßend. Denn es stellt sich allein schon die Frage, würden Spinnen – wenn sie eine menschliche Perspektive einnehmen könnten – ein erzählerisches Sachbuch wie dieses hier wählen? Würden sie sich überhaupt einigen können? Oder würde jede Spinne(nart) ein anderes Format bevorzugen? Eine Vogelspinne könnte mit einem Video nichts anfangen, im Gegensatz zu einer Springspinne. Das mag absurd klingen und ist es in gewisser Weise auch, weil unser Wissen über die Wahrnehmungen der Spinnen so gering ist. Wir können nur mutmaßen und deuten, aber es bleibt ein Schattenspiel. Das Licht, das es erzeugt, können wir nicht ergründen. Das ur-eigene Empfinden der Spinnen bleibt uns verborgen. Wenn wir annehmen, sie hätten keine Persönlichkeit und fühlten keine Schmerzen, dann nur deshalb, weil wir all das nicht bemessen können. Die vermeintlichen Grenzen ihres Seins sind in Wahrheit die Schranken unserer Wahrnehmung.

Wahrscheinlich wäre ihre Wahl der Geschichtsschreibung so unterschiedlich wie die Form ihrer Netze und Behausungen oder die Strategien ihrer Jagd. Wir Menschen im Allgemeinen – und damit auch ich im Speziellen – können nur aus un-

erer Sicht über sie schreiben. Aber wir können achtsam sein für ihre Sinne, können versuchen, die Grundzüge ihrer Welt in unsere Wahrnehmung aufzunehmen und in unsere Sprache zu übersetzen. Es gilt, ihr Verhalten in unsere schriftliche Welt zu holen. So wie die Historikerin Sandra Swart eine Geschichte vonseiten der Pferde vorschlägt, die nicht bloß eine Geschichte ihrer Reiter sei, so soll dieses Buch zumindest in Teilen eine Beziehungsgeschichte vonseiten der Spinnen sein.⁹

Schließlich begleiten sie uns seit langer Zeit auf unserem Weg auf der Erde; sie sind uns gefolgt, ohne sich nach uns zu richten. Und wir haben sie wenig beachtet, dafür umso mehr benutzt: Mal diente die ›Spinne‹ uns als Chiffre, mal als Platzhalterin, mal als Gimmick und oft genug bloß als abschreckendes Beispiel. Doch im Sinne einer wirkmächtigen Akteurin, die die Geschichte der Menschen mitbeeinflusst, blieb sie bislang weitgehend unbemerkt.

Spinnen hausen seit ungezählten Generationen unter, über und bei uns. Sie sind stets Wildtiere geblieben – ohne jedes Anzeichen der Domestikation. Damit zählen sie zu jener Gruppe von Tieren, die die kanadische Schriftstellerin Sue Donaldson und der kanadische Philosoph Will Kymlicka als *liminal animals* bezeichnen, im Deutschen etwas sperrig ›Schwellenbereichstiere‹ genannt. Dabei handelt es sich um Wildtiere, die die menschengemachte Umgebung als ihren Lebensraum nutzen. Aber auch Donaldson und Kymlicka erwähnen in ihrer Auflistung nicht die sichtbarsten Vertreterinnen dieser Gruppe – und das sind neben Insekten wie Fliegen und Mücken nun mal die Spinnen.¹⁰

So paradox es auch klingt, vermutlich hat gerade ihre allgegenwärtige Präsenz uns sie so lange übersehen lassen. Damit sind sie nicht alleine. Der bereits erwähnte Literaturhistoriker

Borgards sieht in den – ebenfalls oft übersehenen – Flöhen im Werke Franz Kafkas ...

»[...] eine Metapher für die seltsame Mischung aus Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Präsenz und Absenz, Dringlichkeit und Verdrängung [...], die in unserer abendländischen Tradition mit den Tieren verbunden war und in vielen Belangen noch immer verbunden ist: Die Tiere sind überall, und doch bedarf es einer eigenen Anstrengung, auf diese Allgegenwart angemessen zu reagieren.«¹¹

Diese Beobachtung lässt sich auf unsere Sicht auf die Spinnen übertragen. Je weiter wir uns von der Natur entfernt und diese verformt haben, desto fremder sind uns auch die Spinnen geworden. Wir haben uns von ihnen immer weiter entfernt – und damit vielleicht auch von uns selbst. Um sie zu verstehen, braucht es mehr als bloßes Wissen. Es braucht Empathie für sie. Und Geduld mit uns selbst. Einen ersten Schritt in diese Richtung möchte ich mit diesem Buch machen. Begeben wir uns auf die Spuren der Spinnen. Folgen wir ihren Fäden.





2
WERK



DIE LEHRE VON DEN LUFTSCHLÖSSERN

»Welche feine Elastizität hat der Faden einer Spinne!

Und die Künstlerin zog ihn aus sich selbst,

zum offenbaren Erweise,

daß sie auch in ihren Trieben und Kunstwerken
eine wahre Künstlerin sei, eine kleine Weltseele.«

Johann Gottfried Herder

Die Fäden der Spinnen sind dünn und lang. Wo sie beginnen, wo sie enden, können wir kaum ermessen. Sie spannen sich über alle Zeiten und Orte der Menschen hinweg; sie reichen vom Altertum bis ins All. Mindestens.

Es gibt verschiedene Weisen, sich der Spinnenseide und den daraus geschaffenen Werken zu nähern: über ihre Form und ihren Zweck, ihre Bestandteile und Bedingungen, ihre Entstehung und Bedeutung. Spinnennetze lieferten den Menschen seit jeher Anleitungen für ihr eigenes Bauen und Denken. Sie dienten ihnen als Sinnbild feingliedriger Systeme – sei es jenes der menschlichen Nerven oder der kosmischen Galaxien. Spinnennetze, wohin wir auch schauen.¹

Doch sie ziehen auch Unmut auf sich. Zum einen, weil sie oft an den falschen Orten hängen. So gelten Spinnen auch als Zeichen der Unreinheit – Spinnweben weisen auf Stillstand und Nichtstun hin, nicht der Spinnen, sondern der Menschen. Wo die einen nicht hinlangen, nutzen die anderen bald den Raum, ob hinter dem Schrank, vor dem Fenster, an der Decke oder unter der Treppe. Ihr ›Fleiß‹ ist Beweis unseres Müßiggangs.

Und zum anderen, weil Menschen seit Langem versuchen, es aber bislang nicht geschafft haben, die Netze und die Seide der Spinnen für ihre Zwecke zu nutzen, so wie sie es seit langer Zeit mit den Werken von Bienen und Faltern wie den Seidenspinnern tun. Die Spinnen haben viele ihrer Geheimnisse für sich behalten, auch das ihrer Seide. Sie führen uns dadurch vor Augen, dass wir mit unserem Hang zur Ordnung nie weit kommen und unsere Erkenntnis stets beschränkt bleibt.

Dabei sind viele Eigenschaften dieses Stoffes, aus dem Träume wie Räume gemacht sind, längst bekannt. Etwa, dass es sich dabei um einen wahrlich uralten Stoff handelt. Schon die ›Urspinne‹ *Attercopus fimbriunguis* – eine Vorfahrin der heutigen Spinnen – konnte Seide spinnen. Sie lebte vor rund 400 Millionen Jahren im Devon, jenem Erdzeitalter, in dem sich das Leben erstmals an Land wagte. Seide herzustellen war vermutlich eine Anpassung an die neuen Lebensbedingungen außerhalb des Wassers. Die uns bekannten Webspinnen begannen sich vor rund 250 Millionen Jahren zu entwickeln. Vor 130 bis 120 Millionen Jahren fingen sie an, Radnetze zu weben, wie wir sie von den heimischen Kreuzspinnen oder den tropischen Seidenspinnen kennen. Vorausgegangen war dem wohl ein prähistorisches Wettrüsten. Als der Boden vor lauter Achtbeinerinnen den Sechsbeinern zu unsicher wurde, erhob sich ein Teil von ihnen in die Lüfte. Die Spinnen hatten vorerst das Nachsehen. Sie mussten reagieren und taten es. So fingen viele von ihnen an, Fallstricke zu legen und Netze zu spannen. Allerdings blieb das Radnetz eher die Ausnahme. Nur rund 15 Prozent aller Webspinnen bauen eines. In ihrer Gestalt sind Spinnennetze weitaus vielfältiger und andere Formen deutlich häufiger.²

Nicht alle Spinnen bauen Netze, aber alle Spinnen spinnen. Deshalb heißen sie auch, wie sie heißen: *Araneae*, Webspinnen.

Ob Kreuzspinnen oder Schwarze Witwen, Vogelsspinnen, Wolfs-spinnen oder Springspinnen. Sie alle eint, dass sie körpereigene Seide herstellen und nutzen, etwa zum Bau ihres Unterschlupfes oder zum Einwickeln ihrer Beute. Zur Jagd wählen sie jedoch verschiedene Strategien. Die einen, wie die Vogelsspinnen, ver-lassen sich auf ihre Schnelligkeit und Stärke; andere, wie die Springspinnen, setzen auf Sprungkraft, Sehvermögen und Schläue, aber dazu später mehr (siehe Kapitel Leib). Andere wiederum haben das Talent entwickelt, mit größter Akribie und in mannigfaltiger Form Netze zu weben. Um diese Netzbaue-rinnen und Fallenstellerinnen geht es in diesem Kapitel.

NEID UND NÄHTE

In Jahrtausenden haben sie die unterschiedlichsten Formen von Seide entwickelt. Seide zum Abseilen und Sich-treiben-Lassen, zum Brückenschlagen, Fesseln und zum Schutz der eigenen Brut.³